

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 60 (1956-1957)

Heft: 8

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 15

Autor: Kilian, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

15

Copyright by Ex Libris Verlag AG. Zürich

«Und wie! Mit einer Energie, die ans Wunderbare grenzt. Für mich ist das ganz und gar unfasslich, weil ich selber überhaupt keine Energie besitze. Er ist ein Weltwunder! Er imponiert mir, der Jodokus — es steckt ein Rothschild in ihm.»

«Wie sagst du, heisst er?»

«Jodok, Jodok Fankhauser, aber er wird natürlich böse, wenn man ihn Jodokus nennt, Jost will er heissen, das soll in seiner Heimat richtig sein. Eine Energie hat er, unglaublich...» Der Wirt schüttelte verständnislos den Kopf. «Hier geht es doch dem Garçon kein bisschen besser als seinem Patron! Wir bleiben im Elend stecken wie in weichem Pech. Verflucht, guck doch meine Kundschaft an! Was kann mir eine solche Klientel schon einbringen! Am liebsten würden sie sich alles ankreiden lassen und mich zum Wohltäter machen. Und die meisten kommen nur zu mir, wenn sie kein Geld haben, so ists...» Er lächelte verächtlich, seine schadhaften Zähne entblössend. «Ist doch alles für die Katze... Aber wenn man nur zu leben hat, schlecht gelebt ist auch gelebt, und ich stelle ja keine Ansprüche mehr, muss zufrieden sein, wenn ich nur jeden Tag noch so herumstelzen kann. Alles für die Katze.» Er begann wieder an seinen Nägeln herumzubeissen, wie ein ungezogenes Kind. Eine geradezu unheimliche Unruhe schien in diesem Manne zu gestern. Er würde mich verrückt machen, dachte Martin.

«Einen Augenblick», sagte er und erhob sich wie ein alter Mann, «muss etwas nachsehen, komme gleich wieder...» Er verschwand im Keller. Sie hörten die Frau wieder keifen, konnten aber kein Wort verstehen. Der kleine Berner kam mit dem Wein. «Zum Wohl!» sagte er und lachte gutherzig, als hätte er ihn aus dem eigenen Keller geholt.

Sie stiessen an und tranken. So gut wie beim dicken François war er nicht, doch man konnte ihn trinken. Günter Frank leerte sein Glas bis zur Hälfte, und Martin bemerkte ein neues Mal das eigenartige begehrliche Funkeln in seinen Augen.

«Also erzähl mal», wandte er sich betont leutselig an den Berner, «hast du das Geld für deine Schiffskarte bald beisammen? Wie stehts mit deinen Plänen?»

Jost Fankhauser kratzte sich am Hinterkopf und antwortete: «Langsam gehts, zum Heulen langsam, aber ich heule nicht, niemals nicht.» Er setzte sich neben Martin, nachdem er sich vorher vergewissert hatte, dass niemand von den Gästen seine Dienste brauchte. «Was kann man in diesem Rattenloch schon verdienen! Ich muss diese schäbigen Trinkgelder zusammenkratzen, und meistens sind sie nicht einmal mehr schäbig. Heute habe ich erst einen einzigen windigen Francs verdient, da schaut nur her!» Er griff in die Tasche seiner schmuddligen Jacke und streckte ihnen ein Häuflein Kupfergeld unter die Nase. «Das ist doch umgerechnet nicht einmal zwanzig Rappen, und ungültiges Kupfer ist auch noch dabei! Nun kannst du ja ausrechnen, auf was für einen Taglohn ich komme. Und so geht es fast jeden Tag. Wenn wenigstens hin und wieder ein Matrose seine Heuer hier versaufen würde, aber die bleiben am Hafen und in den besseren Lokalen, die tragen ihren Klotz zu den Huren. Eine Schiffskarte nach Rio kostet ein Vermögen, sage ich euch, sogar auf den kleinen Frachtern, ich weiß es genau. Manchmal ist es zum Blutschwitzen, aber das sage ich euch hier — der Jost gibt nicht auf, dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Der Jost gibt nicht auf, nicht ums Verrecken.» Er neigte sich über den Tisch und flüsterte mit Verschwörermiene: «Jetzt geht es dann ein Stück vorwärts — ich bekomme meine falschen Papiere. Gott sei Lob und Dank! Dann muss ich nur noch für die Schiffskarte sparen. Und ein Handgeld muss ich doch auch haben, sonst bin ich wieder in der Klemme. Ich kann doch drüben in Rio nicht mit leeren Händen auf dem Pier stehen und warten, bis mich eine Millionärin abholt — ist doch klar.»

Noch bevor das Gulasch kam, und es dauerte nicht einmal übertrieben lange, war Martin die

Lebensgeschichte des Jodok Fankhauser wenigstens in groben Umrissen bekannt. Es war eine klägliche, eine jämmerliche und auch eine rührselige Geschichte; doch die Geschichte war nicht *nur* kläglich, sondern auch erschütternd, und sie war nicht nur rührselig, sondern auch ergreifend. Jost Fankhauser war seinem Vormund und Peiniger, einem filzigen Kleinbauern, davongelaufen; bei Nacht und Nebel, wie man das poetisch zu umschreiben pflegt. Aber er war wirklich in einer stockfinsternen, nebligen Nacht geflohen, in einer Oktobernacht, als es schon bitter kalt war und die Herbststürme über das Land hinfegten. Dass er noch lebte, empfand er manchmal selbst als ein Wunder; denn er hatte auf seiner Wanderung erbärmlich gehungert und gefroren. Ohne Papiere (woher hätte er sie nehmen sollen?) war er geflohen, namen- und staatenlos, als ein Niemand, wie ein Blatt im Herbstwind. Doch dies beschäftigte ihn nicht einmal sonderlich, weil er ja immer ein Niemand gewesen war, ein recht- und hilfloses Opfer seines Pflegevaters, ein Wisch, an dem man seine Schuhe säuberte — das Vieh, die Schweine, ja sogar die mageren Hauskatzen hatte man mit mehr Liebe behandelt.

In seiner abgetragenen, halbleinenen Kleidung, mit einem alten Rucksack auf dem Rücken, den er natürlich hatte stehlen müssen, und der das Notwendigste seiner Siebensachen barg, hatte er bei Genf die Landesgrenze überschritten. Wieder in einer finsternen Nacht, und die Flucht über die Grenze hatte ihm keine Schwierigkeiten bereitet. Viele lange Stunden war er gewandert, immerzu vorwärts auf den rauhen windigen Strassen durch das savoyische Land. Wenn sich Menschen näherten, hatte er sich versteckt und sie vorbeigehen lassen. Die Angst, dass man ihn aufgreifen, ihn einfangen und per Schub wieder zum Vormund zurückbringen könnte, quälte ihn noch lange wie ein Alldruck.

Und eingeschüchtert wie ein Tier zur Jagdzeit, schlief er tagsüber in Holzhauerhütten, in Scheunen und Riedschobern. Nachts wanderte er. Erbarmungslos musste ihn der Hunger gequält und ihm die Kälte zugesetzt haben, gewiss schlimmer als den Israeliten auf ihrem langen Zug durch die Wüste. Endlich, hinter Grenoble, nach verzweifelten Tagen und vom Hunger erschöpft, hatte er es wieder gewagt, tagsüber zu wandern. Und es blieb ihm nichts anderes übrig, wenn er nicht elendiglich umkommen wollte. Die Felder waren brach, keine vergessenen Früchte hingen mehr an den

laublosen Zweigen; nicht einmal Kartoffeln hätte er ausbuddeln können. Er musste betteln, wenn er leben wollte. Doch dieser kleine, behende, dieser abgehärtete und genügsame, dieser fast noch bartlose Bursche, der knapp siebzehn Jahre zählte, er hielt durch. Er war zäh wie Galgenholz. Und im Dezember endlich tauchte er in Marseille auf, seinem vorläufigen Ziel. In den vielen Nächten, in denen die grimmige Kälte ihn keinen Schlaf hatte finden lassen; auf den einsamen, winterlichen Strassen, wenn er müde Schritt vor Schritt setzte, hatte er genügend Musse gefunden über sich und sein künftiges Leben nachzudenken. Er hatte Pläne geschmiedet und Träume gewoben ohne Anfang und Ende. Die Etappe Marseille freilich stand für ihn fest, dort wollte er sich Papiere verschaffen und das Geld für die Schiffskarte nach Südamerika verdienen. Er wusste nur nicht wie? Zuerst trieb er sich hungernd in der grossen Stadt herum, Arbeit suchend, Essen erbettelnd und im Nachtasyl Zuflucht findend. Mehrmals war er nahe daran, alle seine Pläne aufzugeben, im Fort St. Jean anzutreten und sich dort in das Kolonialheer einzukleiden zu lassen; als Legionär die überlebten Machtansprüche der Franzosen zu schützen. Und doch blieb er stark, blieb er hart gegen sich selbst und schreckte immer im letzten Augenblick zurück. Dann hatte er den Elsässer kennen gelernt, der ein Ehemaliger war, ein Mann aus der Legion, der seine Gesundheit in Madagaskar zugrundegebracht hat, der eine Landsmännin aus der Rue Bouterie heiratete oder vielmehr mit ihr zusammenlebte, und der mehr oder weniger den Schankwirt spielte.

Nun aber kam das Erstaunliche und eigentlich Wunderbare an der Geschichte dieses Jost Fankhauser! Dieser kleine und unansehnliche Bursche nämlich, dieser Jodok von hinter den sieben Bergen, er hielt sich munter über Wasser; er hatte den Kampf gegen die ihm feindliche Umwelt aufgenommen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt nach Südamerika auszuwandern und dort *sein* Leben zu beginnen. Und zäh hielt er an seinem Vorhaben fest, so aussichtslos ihm auch dann und wann sein kühner Plan erscheinen mochte. Er sparte verbissen, legte Centimes zu Centimes und langsam Francs zu Francs. Er bekam freie Kost vom Elsässer, diesem vom Leben verbrauchten, kranken Mann, und in der Kellerwohnung hatte er einen Winkel zum Schlafen. Dafür musste er den Garçon machen, das Mädchen für alles sein und manchmal auch mit dem Patron aus dem Kellerloch ver-

schwinden, wenn die Frau einen Freier hatte. Lohn empfing er natürlich nicht und die Trinkgelder waren mehr als schäbig. Ohne Papiere bekam er auch keine Aufenthaltsbewilligung. Er war dem schlottrigen Elsässer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, der allerdings nicht den geringsten Grund hatte, sein Wissen oder seine Macht zu missbrauchen. Er war ein guter Mensch auf seine Art, der dem entlaufenen Berner ein Versteck bot; ein Versteck, Nahrung und sogar Verdienst. Jost lebte schwarz in Frankreich, so wie Günter Frank und wie noch viele andere im Wabenlabyrinth des Alten Hafens. Und Jost steuerte zäh und zielbewusst auf sein fernes Arkadien zu. Er kratzte das Kupfergeld zusammen und träumte vom Schiff, das ihn bald nach Südamerika bringen sollte, und in seinen Träumen spielten oft die Winde des Atlantiks mit seinem Haar, sah er Delphine fliegen, sah er sich an der Reling lehnen und dem fernen Kontinent näher und immer näher kommen. Doch nach Franks skeptischen Berechnungen konnte das noch Jahre dauern. Für die falschen Papiere, die ihm irgendein Gauner besorgte oder besorgen wollte, hatte er sicherlich den Löwenanteil seiner Ersparnisse zu opfern, aber dann war er wenigstens ein Mensch, der sich furchtlos auf die Strasse wagen durfte; ein Mensch mit einem Namen und einer Heimat, mit Vater und Mutter, von schönen Stempeln beglaubigt und einer unleserlichen Unterschrift verziert. Dann konnte er sich endlich nach einer besseren Verdienstquelle umsehen, dann musste er sich nicht mehr in diesem Rattenloch versteckt halten und nicht mehr beim blossen Anblick eines Gendarms innerlich zusammenzucken.

Und fast allabendlich zählte Jodok in seinem Schlupfwinkel die Einnahmen, die armseligen Kupfermünzen, die schmutzigen, abgegriffenen Scheine, diese widerlichen und so heiss begehrten Papierfetzen einer stolzen Nation. Unerträglich langsam läpperten sich diese Pourboires zusammen, doch Jodok hielt durch, er verzweifelte nicht. Wohl war er oft tief niedergeschlagen, weinte sogar in der Stille, aber immer wieder fasste er neuen Mut und neue Zuversicht. Er war ja eine frohmütige Natur, immer zu lustigen Späßen bereit, arbeitsam und dienstfertig und manchmal sogar servil — alles mit seinem fernen Ziel vor Augen.

Und Martin dachte beschämkt, wie wankelmüsig er selber war, wie schnell bereit mit seinem Schicksal zu hadern, wie bald verlor er den Mut und liess er die Hoffnung sinken! Hätte er nicht

am Abend vorher noch am liebsten geheult und sich in ein Mausloch verkrochen! Und dieses flinke Kerlchen da mit dem Knabenwirbel auf der Stirne und den Pickelblüten im Gesicht, was hatte der nicht schon alles hinter sich gebracht! Und wie schrecklich verloren stand er in seinem armen Leben, ohne Heim und Mutter, ohne Heimat und Vater. Er selbst hatte sich durch seine Flucht heimatlos gemacht, hatte sich ins Unrecht gesetzt.

Und vielleicht musste man sorglos sein wie dieser Jost und seinen harten «Bernergring» haben, seinen zähen Lebenswillen gegen alle Widerstände und durch alle Böden hindurch. Er liess den Kopf nicht hängen, er kapitulierte nicht vor den zerstörenden Mächten dieser Welt, den unzähligen Fussangeln, die den Rechtlosen früher oder später zum Verhängnis werden. Schliesslich meinte dieser famose Jodok Fankhauser noch treuherzig und wie beiläufig, dass, wenn ihm alles verrecke, doch immer noch der Weg zum Fort St. Jean offen bleibe; er kenne ihn ja gut, diesen Weg, und er wisse zum voraus, dass man ihn zwar nicht mit offenen Armen, aber immerhin herzlich willkommen heisse. Doch so lange nur ein Bröselchen Hoffnung in ihm sein und der südamerikanische Kontinent nicht im Meer versinke, wolle er unerbittlich bleiben, auf die Zähne beissen und sich nicht wie ein blödes und blökendes Schaf in die Legion einreihen lassen — so dumm sei er nicht.

19.

Das Gulasch war endlich bereit, den ihm bestimmten Weg zu gehen. Jodok trug es auf, mit einer Beflissenheit, die auch in einem Grand Hotel Gnade gefunden hätte. Und Frank hatte richtig vorausgesehen: mit dem Tafelgeschirr wurde kein unnötiger Aufwand getrieben, dafür war die Portion bemerkenswert. In der schwarzen Guss-eisenpfanne, die direkt vom Herd kam, bruzzelte und dampfte das Gulasch und verbreitete wonnige Dämpfe. Dazu gab es noch Brot und Wein.

«*Wir freuen uns, wenn's schmeckt*», sagte Fankhauser im Namen der Küche. Und er fächelte mit seiner gemuschelten Rechten über die Pfanne, fächelte sich eine Schwade Gulaschduft in die Nase und meinte sachverständig: «Nicht übel — ich wünsche also guten Appetit.» Dieses Fächeln freilich hätte man in einem Grand Hotel vermutlich ungünstig beurteilt.

Die schon gänzlich von der dampfenden Pfanne faszinierten Gäste bemerkten die hungrigen Augen des kleinen Kellners nicht mehr. Sein Urteil traf zu: das Gulasch roch hervorragend. Die Kartoffeln waren in der Minderheit, wie es sich gehört, und die Sauce war dick und braun, wie es sich ebenfalls geziemt. Sie schöpften auf ihre irdenen Teller, bliesen, versuchten und waren vollends im Banne des Mahles.

«Bemerkenswert», sagte Frank gemessen. «In Ungarn könnte dies ein mittelmässiges Gulasch sein, hier in Marseille auf keinen Fall! Gewürzt ist es auch wie Gulasch, die Sauce brennt wie die Hölle, der Ochs dürfte auf keinen Fall älter als hundert Jahre gewesen sein ... mit einem Wort: Gulasch ...»

Sie vergassen die Umwelt. Schweißtropfen perlten bald auf ihren Stirnen. Martin musste seinen Leibriemen lockern. Dazu tranken sie von dem erdigen Rotwein. Es war ein Mahl für Götter.

Jost Fankhauser hatte sich taktvoll zurückgezogen. Er wollte die heilige Handlung nicht stören; das ist kein Sakrileg, denn wenn ausgehungerte Menschen sich endlich wieder einmal nach Herzenslust sättigen und erlauben dürfen, dann wird das Essen zu einer Art Gottesdienst. Gläser-spülend stand der kleine Kellner hinter der Anrichte und blickte von Zeit zu Zeit sehnüchtig auf die Essenden.

Der Gulaschduft erregte indessen auch den Neid der Besitzlosen. Die alte zahnlose Frau, deren zerzaustes Grauhaar an ein verlassenes Krähennest erinnerte, starre gebannt auf die Esser. Ihr Gefährte, auf den sie nicht mehr einredete, wahrscheinlich weil sie die Nutzlosigkeit ihrer Beredsamkeit endlich eingesehen hatte, glotzte Martin eine Weile sehnüchtig an. Die Kartenspieler haben ihre sehr unterschiedlichen Riechorgane, blickten teilnahmsvoll hinüber und spielten dann wieder ergeben weiter. Der Legionär war erwacht und schaute mit offenem Mund auf die Esser wie auf eine Fata Morgana; dann döste er weiter. Der Mann mit der zerfressenen Nase und den Triefaugen hatte den Raum böse vor sich hinbrummend verlassen. «Schmeckts, mein Junge?» wollte Günther Frank zwischenhinein wissen, indem er einen Fleischwürfel auf die Gabel spiesste, ihn liebevoll betrachtete und zum Mund führte.

«Mutter macht das Gulasch nicht so gut», erwiderte Martin kauend. Er brachte damit sein höchstes Lob an den Mann, denn die Kochkünste

seiner Mutter waren für ihn sonst tabu, unkritierbar. Eigentlich hatte er bei dieser angenehmen Beschäftigung an Simone gedacht. Und dachte er nicht immerwährend an sie? Irgendwie war sie stets gegenwärtig; ihr Antlitz vor seinem inneren Blick, ihre lebhaften, glanzdunklen Augen, und der Klang ihrer Stimme war in seinen Ohren, manchmal so klar und deutlich, so gut vernehmlich, dass er aufhorchte und über sich selber staunte. Mit heißer Ungeduld sehnte er die Stunde herbei, in der er ihr wieder begegnen durfte, lange dauerte es nun nicht mehr. Uebrigens hatte er sich am Morgen rasiert, war dann in einem Coiffur-salon gewesen und hatte sich seinen verwilderten Schopf stücken lassen. Sein Haar duftete noch von den Salben und Flüssigkeiten, mit denen der allzu verschwenderische Figaro sein strohtrockenes Haar durchgewalkt und eingefettet hatte. Er sei wohlriechend geworden, hatte Frank nachher gespöttelt. Nach Veilchen roch er — zehn Schritte gegen den Wind. Günter konnte seine Kalauer unmöglich für sich behalten, diese harmlosen Scherze, die dem misstrauischen Schweizer so missfielen. Schliesslich war es doch höchste Zeit gewesen; er konnte nicht wie ein Brigant an der Seite Simones gehen! Oder wie ein Strassenräuber ... Sie hatte ihn einen guten Räuber genannt, mit einem edlen Räuberherz und so herzlich dazu gelacht. «Ihr Herz möchte ich rauben, Simone», hörte er sich in Gedanken sagen, während er Brot in die scharfe Sauce tunkte. Und sogleich erfand er auch die Antwort für sie: «Sie haben es schon geraubt, Martin.» Was wer er doch für ein eitler Einfaltspinsel! Immer fielen ihm die artigsten Fragen und Antworten zu spät ein.

Die schwere Gusseisenpfanne hielt das Gulasch lange warm. Die Sauce schmeckte wunderbar. Sie tunkten jetzt beide schweigend das weisse Brot hinein. Und von Zeit zu Zeit blickten sie sich kauernd an, ihre Empfindungen verlangten nicht nach Worten. Und sie bezähmten beide die Gier und ihren Heissunger; sie genossen jeden Bissen und tranken zwischenhinein kleine Schlücke Wein, den Schlund zu kühlen.

Für das vertrackte Haarschneiden hatte er beinahe vier Francs auslegen müssen — ein Sündengeld. Ausserdem hatte der durchtriebene Barbier sich angemasst, ihm auch die Haare gegen seinen Willen zu waschen, der Halunke. Zum Glück hatte er sich vorher noch selbst rasiert! Der peinliche Veilchenduft war natürlich in diesen vier Francs inbegriffen.
(Fortsetzung folgt)